

DER



P4L

AUSGABE 17

ISSN: 2194-1505

ERKLÄRUNG

DAS PRINZIP

SPARSAMSTEN



P4L

Failure Notices

„Ich bin ein Kranicht.“

F. B.

„“

I. B.

„.“

L. H.

„What`s on your mind, human?“

E. K.

„Sehen wir es positiv - wir kommen kurz
vorm Sommerloch.“

M. M.

„„Bayerisches Bier!“, brüllte der Ar-
gonaut über die Wellen. Und das Meer
wurde sanft und trug ihn in den feuch-
ten Tod.“

P. P.

Inhalt

	SEITE 4
.....	
DANIEL ABLEEV // <i>Sondermacht</i>	SEITE 5
DENNIS MOMBAUER // <i>Der Pilger steigt in ein tiefes Tal hinab</i>	SEITE 8
DERYA KUMRU // <i>Fernost</i>	SEITE 11
ISEULT GRANDJEAN // <i>Jeremiah</i>	SEITE 17
JAN DOHREN // <i>Am Ende des Forstwegs</i>	SEITE 20
JOE FISCHBECK // <i>Huldufolks</i>	SEITE 24
STEFAN HEYER // <i>Kartographie</i>	SEITE 28
Katharina Bauer // <i>Einsam werden</i>	SEITE 33
MARTIN ALEXANDER SIEBER // <i>Die Tagebücher des Oscar A. H. Schmitz</i>	SEITE 37
MICHAEL LAGER // <i>Der dumme Hund</i>	SEITE 39
ANDREAS REICHELSDORFER // <i>Sequenzen</i>	SEITE 43
IMPRESSUM	SEITE 50



Sondermacht

Daniel Ableev, Bonn

An meinem ersten Geburtstag wurde ich urplötzlich mit der Sondermacht des Lesens begabt. Den ganzen Tag las ich Märchen, Sachbücher, rechtswissenschaftliche Monographien, bedeutende Lyrik und Prosa der Weltliteratur. Gegen Abend hatten sich meine Familie und einige Freunde um mich versammelt, und ich las den begeisterten Gästen alles vor, worum man mich bat. Mir unterlief kein einziger Fehler, ich las flüssig und wohlbetont - obwohl ich kein einziges Wort verstand. Um Punkt Mitternacht waren meine Leseabenteuer schlagartig zu Ende, ich bekam keine anständige Silbe mehr heraus und konnte keinen Buchstaben entziffern. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich das Lesen auf gewöhnlichem Wege (wieder) erlernte. Über die Sondermacht an meinem zweiten Geburtstag weiß ich nichts. Ich kann

mich leider nicht erinnern, und niemand will mit mir darüber sprechen, obgleich es wohl einiges dazu zu sagen gibt.

An meinem dritten Geburtstag, erzählt man sich, befahl mich das Wunder der doppelten Sehkraft. Ich sah nicht etwa doppelt, sondern doppelt so gut wie der beste Späher: doppelt so weit, doppelt so genau, doppelt so schnell. So konnte ich auch zwei Zeichentrickfilme gleichzeitig anschauen - es stellte für mich keine Anstrengung dar. Um Mitternacht war aber auch dieser Spuk vorbei.

An den vierten Geburtstag kann ich mich auch nicht erinnern und bin ebenfalls auf rare Berichte angewiesen. Das Wunder, das damals aktiv wurde, war ein besonders schwer beschreibliches. Versuchen will ich es den-



noch: Gleich nach dem Aufwachen wachte ich nicht auf. Und nach dem Frühstück frühstückte ich nicht. Nach dem Spielen spielte ich nicht, und nach dem Wühlen wühlte ich nicht. Ich tat offenbar immer das nicht, was ich gerade tat. Erst tat ich etwas, danach tat ich es nicht, und zwar auf eine Weise, wie man etwas nicht tut, das man noch NIE getan hat. Wie aber konnte ich etwas nie getan haben, wenn ich es eben gerade tat? Das war die Sondermacht meines vierten Geburtstages.

An meinen siebenten Geburtstag entsinne ich mich vollkommen. Damals war alles Fernbedienbare ein Wunder für mich, dementsprechend aus dem Häuschen war ich, als ich an jenem zauberhaften Morgen nicht nur einen kleinen, aus Finnland importierten Roboter mit Fernsteuerung von meinen Eltern geschenkt bekam, sondern auch die Fähigkeit, Mücken zu steuern. So ließ ich etwa zum Spaß über 1200 Mücken auf den Rücken mei-

ner Eltern den Satz „Danke, Mama und Pup“ stechen. Meine Eltern waren völlig zerstoichen. Ich hingegen hatte nebenbei einiges über die Mückenmentalität gelernt, noch immer bin ich mit der Mückenseele über ein sanftes Band verbunden.

An meinem zehnten Geburtstag war ich der größte Dichter aller Zeiten. Meine Oma konnte nicht genug von meinen Werken bekommen, sie rollte durch die Wohnung und rief „Mehr! Mehr!“. Ich dichtete sie ab und zu, und nicht nur sie.

Kisten-
Weise
Hühner-
Scheiße.

Ich lief über die Straßen von Budapest, Taschkent, Tokio und Bujumbura und versetzte die Menschen um mich



herum ins Staunen. Noch nie hatten sie solch herrliche Zeilen vernommen wie die, die ich gradewegs aus dem Nichts zusammenzuflechten schien:

*Schüttel-
Reime
Jodel-
Keime.*

[...]

Heute ist mein zweiundsechzigster Geburtstag. Die Welt ist gut zu mir und ich zu ihr.



Der Pilger steigt in ein tiefes Tal hinab

SEITE 8

Dennis Mombauer, Köln

Der Pilger steigt in ein tiefes Tal hinab. Metaphysisch gesprochen, natürlich. Das Tal ist in realitas ein Teil der städtischen Entwässerungs- und Abwasserbeseitigungsanlagen, also der Kanalisation. Kilometer von Betonrohren und Schmutzwasserfällen, Pumpwerken und Sammelbecken. Eingekrustete Dunkelheit, Gestank, schattenbeschwörende Notleuchten. Irgendwo dort unten, das hat man dem Pilger gesagt, haust ein Erleuchteter. Ein Weiser. Ein Orakel der Abfälle und der Ratten.

Rost kratzt unter den Händen des Pilgers, als er Metallsprossen hinunterklettert, sein Trekkingrucksack drückt gegen die andere Seite des Schachts, es ist sehr eng. Er hat sich ein Tuch vor den Mund gebunden, muss aber trotzdem husten, der Geruch ist übelkeitser-

regend, ein aus Kloakentiefen emporsteigender Hauch.

Der Eremit verheißt Freiheit, nicht nur von weltlichen Dingen (der Pilger denkt: ein Job. Eine Ehe. Hypothek auf das Haus. Raten fürs Auto. Anlageberatung. Steuererklärung.), sondern auch von metaphysischen, von Moral und Sitten (der Pilger denkt: dem Chef gehorchen. Der Bank gehorchen. Sich mit seiner Meinung zurückhalten. Zur Kirche gehen, an Weihnachten oder wenn jemand stirbt. Freie Liebe? Der Eremit ist kein Alt-Hippie.). Er ist ein Freigeist, er hat alle Ketten abgeworfen.

Etwas klirrt in der Ferne, echot durch die Tunnel, Metall auf Metall. Der Pilger zuckt zusammen, spürt die Verspannung in seinem Nacken, seinen Armen, sie sind diese Räume hier nicht



gewohnt, auch nicht die Anstrengung. Der Erleuchtete sitzt auf dem Grund des Tals unter einem Felshang, umgeben von weißen Blumen, so unbefleckt wie sein Gewand. Der Erleuchtete sitzt vor einem träge kreisenden Rührwerk, Kolonien von Pilzen zu seinen Füßen, so farblos wie der Beton. Sie scheinen fast von ihm auszugehen, ein Geflecht bleicher Fäden, der Erleuchtete der Mutterpilz. Vaterpilz wahrscheinlich.

Der Pilger räuspert sich, tritt langsam näher. Sporen wirbeln auf unter seinen verdreckten Wanderstiefeln, gerillte Sohlen, fest zugeschnürt, gut für Mittelgebirgs- bis voralpines Terrain, so hat man ihn beraten. Ist der weise Mann in Meditation versunken? Seine Augen stehen offen, starren durch den Pilger hindurch, kalt wie Neujahrsschnee im Taschenlampenschein.

Der Pilger zieht einen Halbkreis um den Eremiten, weitere Pilzsporen stauben hoch, er hustet wieder. Er ist dünn,

dieser Erleuchtete, seine Unterarme kaum mehr als hautüberzogene Ellen und Speichen. Was isst er hier unten? (Der Pilger denkt: Ratten? Pilze? Aufgedunsene Cheeseburger aus den Kanälen? Wahrscheinlich hat er jemanden, der ihm etwas bringt.)

Er sei gekommen, um die Freiheit von ihm zu lernen, sagt der Pilger. Freiheit von Regeln und Zwängen. Seine Stimme ist heiser, der Mund auf einmal sehr trocken. Seltsam, obwohl es so feucht ist hier unten. Erst einmal einen Schluck Wasser. Ein Freigeist werden, ob das wohl ginge? Der Pilger hat die Sohle des tiefen Tals erreicht, er steht unter dem Felshang, am Ende seiner Suche.

Der Erleuchtete öffnet den Mund, aber es ist nur ein mechanischer Vorgang, der Unterkiefer klappt weg. Etwas bewegt sich in der Dunkelheit seines Rachens, aber es ist nicht die Zunge, nur ein chitinglänzender Käfer, eine



Schabe vielleicht. Hautschuppen rieseln unter der Berührung des Pilgers zu Boden, darunter ist bleiches Pilzgeflecht. Selbst durch das Tuch hindurch zwängen sich die Sporen in Hals und Nase des Pilgers, er weicht einige Schritte zurück, stolpert fast ins Rührbecken, das wär's noch, die ganze Ausrüstung ruiniert.

Der Eremit sackt langsam nach vorne, einige weitere Insekten huschen aus seinen Öffnungen und über mykonisches Gewebe. Freigeist und Freikörper, der

Pilger erhält sogar mehr, als er verlangt hat. Keine Sonnenstrahlen reichen in das tiefe Tal hinab, nur die Taschenlampe, LED, robustes Gehäuse, 100.000 Stunden Akkuehaltbarkeit. Der Pilger leuchtet auf die Überreste des Erleuchteten, Pilze und krabbelndes Getier, darunter ein Gerüst aus Knochen.

Er bedankt sich (der Pilger denkt: selbst unter Freigeistern gilt Höflichkeit, oder etwa nicht? Oder muss man auch die hinter sich lassen?), macht wieder einen Schritt näher, zufrieden. Er hat gefunden, was er gesucht hat.



Derya Kumru, Berlin

1.
Die Fenster spiegeln sich in den gegenüberliegenden Fenstern wie Gesichter, die sich gläsern auswendig lernen. Auf der Straße vor Nummer 13 steht ein Wagen, in dem einer sitzt und beobachtet. Frau B wohnt nun alleine in 13b, dem unschönsten Reihnhaus der ganzen Straße. Die früheren Bewohner waren in den immer schneller vergehenden Jahren nach und nach ausgezogen. Eine Kinderschar, ein Exmann. Der sitzt nun im Wagen vor Nummer 13 und kneift die Augen zusammen. Hält den Blick auf das linke obere Fenster gerichtet. Dort steht das Bett von Frau B nah an der Wand, die sich 13b mit 13a teilt. 13b und 13a haben identische, aber spiegelverkehrte Grundrisse. Auf der anderen Seite der papierdünnen Wand neben Frau Bs Bett schläft Frau A. Frau A ist Oberhaupt einer ausländischen

Familie, deren Mitgliederzahl Frau B nicht exakt ermitteln kann. Aber ihren Alltag kennt Frau B auswendig, seit sie nichts anderes mehr zu tun hat, als den Geräuschen zu lauschen, die von nebenan kommen. Frau A und Frau B wachen stets gemeinsam auf. Es ist still. Vom Wagen aus, der draußen wartet, kann man beobachten, wie die Vorhänge zurückgezogen werden. Kaum geht die Sonne auf, presst sie sich gegen die Backsteinmauern, und der Schatten des ganzen Hauses fällt hinunter in den Garten.

Frau B läuft in den Garten, noch im Nachthemd. Man sieht sie, von der Straße aus, durch das dichte Unkraut. Bis vor wenigen Wochen betrat sie niemals den Garten. Seltene Vögel nisten dort in den Büschen und Verpackungsfetzen



verfangen sich in den Ranken. Am Wildwuchs stört sich Frau B nun nicht mehr. Sie lächelt sogar. Man hat sie lange nicht mehr lächeln sehen. Vom Auto aus sieht man seit einigen Tagen, wie mehr und mehr Wildblumen um die Hecken herum bunt blühen. Frau B setzt sich in das hohe Gras und blickt zur Nachbarin. Auch Frau A geht jeden Morgen in den Garten und bleibt dort mehrere Stunden. Ein voller Garten wie ihrer macht viel Arbeit. Die Hochbeete, das Gewächshaus. Frau B lauscht. Man hört Frau A ihr hohes Alter nicht an, sie klingt viel jünger als sie ist. Bei Frau B ist es umgekehrt. Frau B horcht durchs Gestrüpp und den Maschendrahtzaun hinein in den glänzenden Garten der Nachbarin. Hört die Geräusche, die die Nachbarin stets umringen. Das Fauchen des Wasserschlauchs in der Luft. Das Aufprallen der Tropfen auf den Halmen. Die Nachbarin summt ein Lied. Frau A spricht die Sprache dieses Landes nicht. Den Kopf

im Gras verborgen lächelt Frau B ihr zu. Frau B nimmt einen Klumpen Erde in die Hände und zerreibt sie zwischen den Fingern. Lässt sie rieseln wie Sand aus einer Sanduhr. Frau A lehnt am Zaun, kaut auf etwas Grünem und grinst. Vom Auto aus, das auf der Straße steht, hört man nicht, was sie sprechen. Ob sie überhaupt sprechen.

Gegen acht Uhr dreht der Wind und bläst dunkle Wolken in die Spiegelung der Fenster. Die Pflanzen schwanken. Vom Auto aus, das auf der Straße parkt und sich mit dicker Luft füllt, sieht man das gut. 13a erwacht und füllt sich mit Stimmen. Frau B dreht nebenan die eigenen Kinder und den Ehemann in ihren Bilderrahmen mit dem Gesicht nach unten. Sie folgt Frau As Schritten durch das Haus. Die Treppe hoch, die Treppe runter, in die Küche, dann wieder die Treppe hoch. Frau B ist auf den Spuren ihrer fremden Freundin. Die



Frauen gehen in die Badezimmer im Obergeschoss. Frau B stellt sich vor ihren eigenen Spiegel, sodass, wenn die Wand nicht wäre, Frau A sie sehen könnte. Frau B sieht im Spiegel graues Haar, das ihr wie Tränen den Hals herunterfließt. Wann Frau A ihr Land verlassen hat, das weiß Frau B nicht. Sie weiß aber, dass die fremde Freundin das Grundstück von 13a niemals verlässt, als sei sie in ihrem Leben schon genug gereist. Einmal starrte Frau B lange auf die bunten Flecken einer Landkarte und betrachtete die Heimat von Frau A. Auch Frau B verlässt ihr Haus kaum noch, bemerkt der Beobachter im Wagen, und fährt los. Er weiß nicht mehr, worauf er noch warten soll.

2.

Herr B fährt so schnell an, dass die Plastikbecher vom Armaturenbrett fliegen und ihren Inhalt auf sein Hemd sprühen. Alles, was sonst noch auf dem Bo-

den liegt, rollt davon. Ob Frau B den Motor dieses Mal gehört hat, ist jetzt nicht mehr wichtig. Denn er hat nicht vor, noch einmal zurückzukommen. Die Straße rollt sich aus, sie schlingt sich um die Welt herum und endet nirgends. Am Ortsausgang ist die Raststätte das klaffende Maul der Autobahn. Herr B hält an, öffnet die Tür und lässt die Beine heraus baumeln. Holt aus dem Handschuhfach eine Plastiktüte, in der seine Waschsachen herum schmieren. Putzt sich die Zähne, spuckt einen weißen Klecks Zahnpasta zwischen seine Füße. Spült mit Mineralwasser, spuckt nochmal, schließt die Tür. Weiter jetzt. Die Straße ist eine der Linien, die ein großes Netz um den Globus ziehen. Das Handelsnetz, zu sehen auch auf dem Logo von Herrn Bs Firma. Deren Werbespruch lautet: Eine Erde für alle. Damit sprechen sie diejenigen an, die behaupten, sich mit dem Planeten verbunden zu fühlen. Ich,



denkt Herr B, fühle mich verbunden mit der Straße, die diesen zerfurcht.

Herr B rast über die Autobahn nach Norden. Er hat dort Geschäftstermine. Die Geschäfte führen ihn oft weit weg. Deswegen war Herr B natürlich schon mehrmals im Ausland, öfters schon als Frau B, aber gewöhnt hat er sich daran nie. Auf dem Schoß faltet er sich bei zweihundert km/h nun einen Kartenausschnitt auf. Das Heimatland der ehemaligen Nachbarin ist darauf nicht mal zu sehen. Dort, in Fernost, war Herr B damals an Höhenangst erkrankt. Heute, vor dem Flachland der Karte, schwindelt es ihn schon bei der Erinnerung daran.

Hoch oben sein Hotelzimmer. Hoch, höher noch die Sitzungssäle der Geschäftspartner. Menschen der Lüfte. In der Höhe die Mahlzeiten einnehmen. In der Höhe sich erleichtern, schlafen, schwer werden. Die Beine baumeln. Die Krümel fallen runter. Von Fernost sah er nichts.

Nicht, dass er es hätte sehen wollen. Er sah Fernost höchstens von oben. Mit verschlossenen Augen. Als sei er lediglich darüber geflogen und hätte dabei aus dem fliegenden Fenster gekotzt. Er kotzte viel in Fernost. Höhenangst sitzt im Magen. Auch in den Knien, Füßen. In Darm und Hirn. Fernost sitzt im Magen wie die Luftblase beim Abheben des Flugzeuges. Das Abheben vor dem Absturz. Die Fernöstler, erfuhr er am Leibe, sind ein Volk, das nie Fuß fasst. Höchstens noch fahren sie über den Boden, nie aber betreten sie ihn. Unter seinen eigenen Füßen, die jetzt nackt auf dem Gaspedal liegen, fühlt sich der Boden angenehm an. Er tritt fest zu. Die Krawatte locker. Die Ringe aus Schweiß haben sich in den Stoff hinein getrocknet. Noch oft nach seiner Geschäftsreise in Fernost wird ihm schwindelig. Zuletzt gestern, Herr B fuhr durch die Mittelgebirge auf hohen, immer höher steigenden Straßen.



Musste ganz langsam fahren. Hinter ihm Hupkonzert. Hinter ihm Abgrund. Jetzt erst erreicht er Flachland. Glatt gestrichenes Land. Alle Entfernungen ersichtlich. Kastenhäuser, Pferdekoppeln, nirgendwo etwas Fremdes. Er lehnt sich zurück. Tritt auf das Gas. Entfernt sich auf der Landkarte einige wenige Millimeter. Behält den Mageninhalt drinnen. Erst gegen Mittag hält er erneut an einer Tankstelle. Er holt sich eine Schachtel Pralinen, von denen jede einzeln in Plastik verpackt ist. Trinkt zwei Becher schwarzen Kaffee und tunkt die Pralinen hinein. Es macht es ihm Spaß, die vielen Verpackungen bei Vollgas aus dem Fenster fliegen zu lassen, wie Vögel, die aus dem Nest fallen. Jeden Tag macht er Halt an voneinander weit entfernten Punkten und befindet sich trotzdem immer am selben Ort. Immer im Auto. So ist das Geschäftsleben. So war auch das Familienleben.

Nach der Scheidung bemühte Herr B sich um einen anständigen Dienstwagen. Einen, der glänzt, schnell beschleunigt und auf dessen Polstern man schlafen kann. Oft sind es nur niedrige Wälle Schlaf, über die er sich wälzen muss, um weiter fahren zu können. Herr B ist auch diese Nacht schlaflos durchgefahren und am Ende heil herausgekommen. Aus dem Film kennt man das, wenn jemand sich in seinen Träumen verliert und die Szenen mit verschwommenem Bildrand gezeigt werden, worin sich dann das sogenannte Unterbewusste ausbreitet. Im Auto ist das ähnlich, denn das Fensterglas läuft an, wenn Herr B schläft. Im Traum erschienen neulich die ehemalige Nachbarin Frau A und die ehemalige Ehefrau B. Sie näherten sich der Verkehrsinsel, wo Herr B auf einer Bank rastete. Die Frauen verlangten von ihm, ihnen Platz zu machen. Als er sich weigerte, stießen sie ihn von der



Bank. Er fiel in die Tiefe. Die Tiefe war ein wildwüchsiger Garten.

Er wachte im Auto auf. Die Konturen wurden wieder scharf, als er ein Lachen hörte. Zwei Kerle hatten eine Beleidigung in den Dunst auf der angelaufenen Fensterscheibe geschrieben und rannten nun weg. Herr B konnte nicht mehr lesen, was dort geschrieben stand.

Es gibt viele wie Herrn B. Wir bevölkern die Autobahnen dieser Welt, denkt er. Mit den Händen am Steuer ist er unbefugt, die anderen Geschäftsreisenden zu grüßen, wenn sie vorbei fahren. Sie rauschen an ihm vorbei und er an ihnen. Alle denken sie unentwegt an die großen Zahlen. Manchmal, wenn er wie heute kaum

das Auto verlässt, kommt der Schwindel. Er schüttelt den Geschäftspartnern die Hand und muss sich dabei an ihnen festhalten. Schließlich kann er ihnen nicht sagen, wie die Geschäfte laufen. Er stottert in die gläsernen Gesichter hinein. Kein guter Tag für die großen Zahlen.

In der Dämmerung stellt er den Wagen ab und steigt aus. Herr B schleppt sich über die Absperrung neben dem Seitenstreifen. Dort legt er sich ins Unkraut. Spürt die Halme matschig unter sich und meint, dort Frau B liegen zu haben. Er reibt sich, bis er grün ist. Das grasfleckige Hemd kann ich ausziehen und vor dem nächsten Geschäftstermin reinigen lassen, denkt er.



Jeremiah oder: Auch ein Drogen-

SEITE 17

Iseult Grandjean, München

abhängiger mag kein Heroin

Eines Tages wachte Jeremiah mit Ruhepuls und gemäßigtem Blutdruck auf und wusste, er hatte ein Problem. Jeremiah war, das sollte man klarstellen, kein wehleidiger oder pathetischer Teenager, sondern ein gestandener Mann und hatte in seinem 21089 Tage kurzen Leben seinen gerechten Anteil an Kämpfen gekämpft. Er kannte Krankheiten und Abhängigkeit, er war geschieden und gebrochen, dreimal am Herz und einmal in der linken Kniescheibe - auf einer Reise in Kambodscha -, er wurde mehrmals operiert (an der Kniescheibe, für das Herz hatte man in der Klinik keine Geduld und wenig kardi-ale Kapazitäten) und einmal inhaftiert. Er hatte sich hoch und tief verschuldet und Gerichtsprozesse verloren. Er war im Laufe seines kläglichen Daseins durch nicht weniger als vier existentialistische Phasen gegangen und hatte

in jeder einen Teil von sich gelassen. Er war immer bereit gewesen, sich den Absurditäten des Lebens zu stellen. Aber jetzt, als er in seinem sauberen Bett lag und friedlich vor sich hin atmete, wusste er, er war definitiv am Arsch: Er war glücklich.

Nun ist das für die meisten Leute kein Grund zur Beunruhigung, das hohle Gefühl ständiger Zufriedenheit anfangs höchstens ein bisschen befremdlich, aber der Mensch gewöhnt sich ja an alles. Doch für Jeremiah kam diese Leichtigkeit einem endgültigen Todesurteil gleich: Er hatte in seinem ganzen Leben alles von Wert aus Schmerz gezogen. Er brauchte den Schmerz, um gegen ihn anzukämpfen, er brauchte das Gefühl, ganz alleine zu sein mit ihm und das Gefühl, es nie mehr sein



zu wollen. Schmerz hat immer das erste Sagen, dann kann man sich an ihm abarbeiten; mit dem Schmerz fängt alles an. Und solange er durch seine Adern rollte, gehörte der Schmerz ganz ihm. Er hatte sie immer gehasst, aber er konsumierte seine Qualen wie ein Junkie den Schuss. Auch ein Drogenabhängiger mag kein Heroin. Aber unglücklich sein, Apathie bis zum Absinth, Verzweiflung und Wut, das war seine Sache, das konnte er gut. Wir dürfen uns Jeremiah nicht als einen unglücklichen Menschen vorstellen.

Und da lag er jetzt auf der sauberen Bettwäsche wie in einem zerschossenen Kriegsgebiet und fragte sich, wie um alles in der Welt er hierhin gekommen war. Er hatte hier immer hingewollt, klar, es war sein Ziel gewesen - aber er hatte sich verdammt Mühe gegeben, es nie zu erreichen. Er stand auf, selbst das ging ohne Schmerzen. Prüfend klopfte er auf sein linkes Knie, das kaput-

te; es hielt stand. Jeremiah blickte auf seine Hände, die ruhig an seinen Armen herunterhingen wie Blätter von knochigen Ästen, kurz bevor der Sturm kommt: kraftlos, aber gefasst. Dann nahm er seine Fingerknöchel, steckte sie sich in den Mund und biss einmal kräftig zu, als würde er in einen sauren Apfel beißen. Es zwickte und fing leicht an zu bluten, aber Jeremiah war nicht zufrieden. Das würde ihm nicht den Arsch retten, sich jeden Morgen in die eigene Hand zu beißen wie ein Verrückter; er wollte ja nur seine Qualen zurück, nicht die alte Peinlichkeit. Beinahe leichtfüßig schleppte er sich ins Bad. Er betrachtete die weißen Porzellanschüsseln, die Armaturen aus Stahl, die passenden Handtücher, alles gemeinsam gekauft wie ein statistisches Ehepaar, und wich dem Blick der Kloschüssel aus, die ihn jeden Morgen anblickte wie kalkgewordener Verrat - man hatte ihm den Fels genommen und an



seinen Platz ein spülrandloses Becken aus Keramik gestellt. Jeremiah öffnete das Badschränkchen, wich auch dem Blick im Spiegel aus, und klappte sein Gesicht so schnell wie möglich auseinander. Hinten rechts in der Ecke fand er eine neue Packung Rasierklingen, steril durfte er schon sein, der Schmerz, nahm eine aus dem Plastik und zog sich damit einmal über den Unterarm.

Es gibt ja diesen Test: Man zwingt Menschen auf einen Stuhl und lässt sie eine Viertelstunde in der Wüste ihrer Gedanken allein. Viele finden es unerträglich; man gibt ihnen die Möglichkeit, die Langeweile zu unterbrechen – mit einem Stromschlag. Die Ergebnisse sind schockierend. Und nichts anderes ist das Leben: ein leeres Zimmer mit einem Stuhl in der Mitte. Jeremiah wählte den Strom.



Am Ende des Forstwegs

SEITE 20

Jan Dohren, Hannover

Zuckerrüben liegen, Kröten wandern, Hirsche röhren. Es gibt einen Hochsitz, morsch und mit Wegweiser dran. Aber das merkt keiner, denn hier lebt niemand. Falsch. Es gibt eine Bauernfamilie. Mann, Frau, Kind, ein Stall Kühe, ein Feld Weizen, viele Sorgen, der Milchpreis, usw.

Der Bauer fährt mit seinem Traktor über das Feld und ritzt die nass-schwarze Erde auf. Aber abends brennt in der Bauernküche gelbes Licht, das sieht dann doch gemütlich aus.

Und am Waldrand lebt seit Kurzem einer aus der Stadt.

Und im Wald und in den Feldern lebt noch etwas anderes.

Der Wald ist ein Mischwald: Eichen, Buchen, Lichtung, Bach. Wenig Sonne, viel Moos, viel Farn. Es gibt Wanderwege. Im

Frühling hackt der Specht, im Herbst nicht mehr so. Jetzt ist Frühling.

Auf der Lichtung bewegt sich etwas ganz sacht zwischen den Tannen. Okay, denkt man, ist ein Reh. Ist immer ein Reh, eins von den Waldtäubchen, nie ein Dachs. Es steht jetzt auf der Lichtung, im Sonnenschein, im Löwenzahn. Aber es ist kein Reh, nein, wirklich nicht.

Stattdessen: Schock! Ein gewaltiges Viech, hoch wie der Hochsitz, Wildschweinmähne auf Riesenkopf, Zotteln und Uhufedern, dunkelgelbe Augen.

Etwas an ihm ist menschlich. Es geht auf zwei Beinen, aber das alleine ist es nicht. Rehe, Wildschweine, Uhus verstecken sich, laufen zur Höhle, fliegen zum Nest. Dieses Wesen hier denkt die ganze Zeit nach, das sieht man.



Ja, verdammt, würdest du sagen, wenn du hier wärst: Eine lebende Legende. Ist es das, was du sein möchtest?

Und was macht der Städter am Waldrand hier draußen? Auf dem Briefkasten am Ende des Forstweges steht Sokrates, sonst nichts. Sokrates wohnt im alten Forsthaus, mit offenem Kamin, Kohlezeichnungen an den Wänden, Skulpturen im Garten, schon halb im Wald. Künstler-typ, mit schulterlangen Haaren, schwarz mit grauen Fäden.

Abends steht ein Kater vor der Terras-sentür, wer weiß woher. Hat Angst, ist auf dem Sprung. Wochenlang liegt Sokra-tes jede Nacht auf dem Küchenboden und lässt ihn kommen, bis er Zutrauen fasst. Sonst kommt niemand.

Was es noch über Sokrates zu sagen gibt: Er führt zwei Strichlisten - *Wichtige Fragen, beantwortet* und *Wichtige Fra- gen, unbeantwortet*. Und er glaubt an die Natur, ans Wilde. Die Tiefe des Waldes,

die Schwere der Erde, die Klarheit des Horizonts über dem Weizenfeld. Das könnte doch der Sinn sein, denkt Sok- rates. Ein Teil davon zu werden, alles in sich aufzunehmen, Tiefe, Schwere, Klarheit. Deshalb ist er hier.

Manchmal geht Sokrates zu den Bauern, Milch holen, für den Kater. Milch ha- ben sie da.

Später blüht im Hof der Bauernfamilie die Kastanie, auf den Wanderwegen sind Leute mit Hunden und Trinkflaschen.

Und das Wesen läuft herum. Nicht mehr auf der Lichtung und zwischen den Tan- nen. Es läuft jetzt auf dem Forstweg, auf der Holzbrücke über den Bach, am Waldparkplatz. Es sitzt in der Dunkel- heit des Unterstands, lehnt sich in der Dämmerung an den warmen Traktor, geht im roten Licht der Abendsonne auf dem staubigen Pfad zwischen den Fel- dern spazieren, und von allen Seiten



kann man seinen großen Kopf durch die warme Weizenluft pendeln sehen.

Schön sieht das aus, schön und mystisch, wie eine Szene aus einer anderen Welt.

Es steht unter der Kastanie im Hof, es sitzt sogar auf der Terrasse von Sokrates. Es könnte entdeckt werden, aber das passiert nicht.

Das muss ein Mensch sein.

Das ist ein Mensch, natürlich. Aber was soll der Aufzug?

Sokrates heißt Sokrates, weil er ein Grübler ist. Früher war das leicht. Immer neu anfangen, Lust auf alles, die Existenz weit offen, das war Sokrates. Nichtwissen war Puls, Wissen war Tod. Die Rätselhaftigkeit der Welt als Lebensprinzip.

Das ist jetzt anders. Eine von Sokrates' Strichlisten ist leer, die andere voll. Die Zeit wird knapp, und Sokrates sucht Antworten. Wozu es gut gewesen

sein soll. Davon muss er wenigstens eine Ahnung bekommen.

Das Problem ist: Die Natur schweigt. Wald, Erde, Horizont, alles bleibt Oberfläche. Sokrates kommt nicht dahinter.

Abends sitzt Sokrates im Gras vor dem Haus, die sonnenwarme Holzwand im Rücken. Schaut auf das Feld, den Wald. Einmal ist da eine Erinnerung: Noch ein Feld, Dämmerung, Grashüpferzirpen, Kindheit. Sokrates und ein anderer Junge, wie sie sich umkreisen, rempeln, übereinander fallen. Junge Hunde, es sieht aus wie ein Tanz. Könnte es das sein, oder ist das zu banal?

Dann passiert etwas Neues: Das Wesen geht zu den Kühen in den Stall. Zwanzig schwere Kühe, jede in ihrer Box, Augen groß, Wimpern blond, Kiefer mahlend, die Blicke sehr nachdenklich. Eine muht leise, die träumt wohl. Eine



wedelt Fliegen weg, eine pisst auch. Alles alter Kuhstallbrauch.

Und dazwischen, in einer leeren Kälbchenbox, das Wesen, der Riesenuhu. Das Wesen stößt ein bißchen mit dem Kopf gegen die Balken, und es beugt sich leicht zur Nachbarkuh herüber, aber das bringt nichts. Von Kühen kannst du Seelenruhe erwarten und Milch, sonst nichts, schon gar keinen Erkenntnisgewinn.

Dann steht der Kater in der Stalltür, wer weiß woher. Den Kühen ist der Kater egal, und umgekehrt ist das auch so. Aber für den Riesenuhu nimmt sich der Kater Zeit. Springt in die Box, schnurrt, streicht um die Beine, drückt das Gesicht in die alten Zotteln, die ganze Katzennummer. Das Wesen streichelt dem Kater den Rücken, der drückt zurück, es ist alles sehr schön.

Aber es ist Zeit, die Dinge beim Namen zu nennen: Das Wesen ist ein Mensch, das ist eh schon klar, und es ist Sokrates. Es bringt ja nichts, Fährten aus-

zulegen, denn dies ist keine Schnitzeljagd, sondern die Realität, absurd genug. Sokrates ist ein alter Künstler auf dem Land, einsam und auf Sinn-suche, leider vergeblich. Der Wald, das Feld, die Kindheit, die Kühe, das sind keine Antworten, nur Wald, Feld, Kindheit, Kühe. Der Kater könnte eine kleine Antwort sein, aber vor allem will er Milch.

Und die Sache mit dem Kostüm? Schwer zu erklären.

Sokrates fragt jetzt lieber wieder.



Joe Fischbeck, Berlin

Unsere Trekkingtour auf Island dauerte bereits drei Wochen. „Wir“ – das waren mein bester Kumpel Spice und ich, Alex. Auf einem Zeltplatz in Egilsstaðir, einer kleinen Stadt an der Ostküste, hatten wir Bjarki kennengelernt. Der war ein paar Jahre älter als wir, Mitte bis Ende zwanzig. Er stand schon am Ende seines Studiums an der Uni Reykjavík. Im Sommer arbeitete er oft als Touristenführer. Gerade war er einfach so im Land unterwegs. Am Morgen nahmen wir den Fernbus in den Norden, zum Myvatn.

Es regnete ununterbrochen. Kurz nach Egilsstaðir überquerten wir die Brücke über den See Lagarfljót. Der See füllte einen schmalen Vulkangraben aus, er wurde länger und länger und verlor sich schließlich am Horizont. Nach 20 Kilometern knickte die Ringstraße Nr. 1 ab-

rupt nach Westen in die grüne, endlose Weite des Jökuldalurs ab.

„Habt ihr eigentlich schon von den Huldufolks gehört, dem verborgenen Volk?“, fragte Bjarki. Er sprach gut deutsch, wie einige Isländer. „Was soll das sein?“

„Elfen, Trolle, Zwerge ... Untote. Viele Leute in Island glauben daran.“

Bjarki machte ständig Witze. „Pffff“, machte ich. „Steht in jedem Reiseführer. Blödes Klischee!“

Bjarki grinste. „Ich sag euch eins, Freunde: Da ist mehr dran, als ihr denkt. Wenn man in der gewaltigen Natur lebt, dunkle Landschaften, groteske Formen und Farben, seltsames Licht und im Winter ist es achtzehn Stunden lang dunkel, dann ... gibt es andere Wirklichkeiten.“

„Und wenn man halb verfaulte Haifischflossen für eine Delikatesse hält und



Aquavit trinkt, der Schwarzer Tod heißt, gibt es auch andere Wirklichkeiten.“

Bjarki legte los: „In der Wildnis leben Álfar, die Lichtwesen. Sie singen und tanzen. Und riesenhafte Trolle, die Reisende in der Dunkelheit überfallen und fressen. Wenn Sonnenlicht sie trifft, versteinern sie. In Island sieht man viele versteinerte Trolle. Dverggar, die Zwerge, können freundlich oder feindlich sein. Sie leben unter der Erde. Am unheimlichsten sind die Afturganga, die Wiedergänger. Tote, die keine Ruhe finden. Oft verschleppen sie Menschen durch offene Gräber in die Unterwelt. Dann gibt es Guhlen, das sind Dämonen, die Leichen fressen ...“

„Hört sich an wie aus einem Computerspiel, das Fünfjährige heutzutage spielen“, meinte Spice.

„Ich sag euch, als ich mal mit dem Mountainbike auf der Sprengisandur unterwegs war, nachts, als ich im Zelt lag

... kilometerweit nur Wildnis und kein einziger Mensch ... das war nicht wie in einem Computerspiel“, sagte Bjarki. „Das war wirklich unheimlich! Ich hörte Geräusche, wie ich sie noch nie gehört hatte. Sie wurden so laut, dass ich aufstand, um draußen nachzusehen ...“

Die Sprengisandur war eine von nur zwei Straßen durch das menschenleere Hochland im Inneren Islands.

„Und?“, fragte Spice.

„Es war unheimlicher als in meinen schlimmsten Albträumen! Klar, bei Tageslicht betrachtet, waren das vielleicht Felsen, Nebel, Wind, diffuses Licht ... Aber das erklärt die Geräusche nicht und die seltsamen Formen. Ich habe einen riesigen Wolf gesehen, den Fenriswolf!“

Mir stockte der Atem. „Ich auch!“, wollte ich sagen, aber ich ließ es. Ich traute Bjarki nicht, der verarschte uns doch nur.



„... hinter dem Felsvorsprung in ein kleines Tal. Ich schwöre es! Da stand eine schweigende Armee von Afturganga ... Ich konnte Details ihrer Gesichter und Kleidung erkennen! Manche trugen graue Kutten, andere weite Hosen, Stiefel und Joppen, wie die Fischer früher, wieder andere hatten so komisch geformte Helme auf dem Kopf, wie runde Töpfe mit flachem Boden ...“

„Und die Gesichter?“, fragte ich gespannt.

„Die Augen waren nur dunkle Höhlen, Haut und Fleisch fahl mit schwarzen Flecken, die Münder zum stummen Schrei aufgerissen ... starr und ausdruckslos und aus den Augenhöhlen tropfte Wasser ...“

„Sie waren vielleicht schlecht gelaunt weil ... weil sie tot sind.“

„Plötzlich packte mich etwas von hinten im Nacken! Etwas Schattenhaftes, großes, mit eisigem Griff, sein Gesicht mit stinkendem Atem und leeren Augenhöhlen kam ganz nah zu mir und es flüsterte ... flüsterte ...“

„Was?!“

„Weiß nicht. Isländisch war's nicht. Auch kein Englisch, Französisch oder Deutsch.“

Wir schwiegen eine Weile.

„Früher, wisst ihr ... Wenn Straßen gebaut wurden, Brücken oder Häuser, da haben sie auf sowas Rücksicht genommen, wenn die alten Leute sagten, dass die Huldufolks da wohnten. Denn wenn sie das nicht taten, kam es schon mal zu seltsamen Unfällen. Aber jetzt ... Sie haben diesen riesigen Staudamm gebaut, den größten Europas. Östlich von hier, in Vesturöræfi, zwischen Snæfell und dem Vatnajökull-Gletscher. Den Kárahnjúkar-Staudamm. Sie haben die Gletscherflüsse Jökulsá á Dal und Jökulsá í Fljótsdal mit drei riesigen Dämmen gestaut und das große Tal überflutet. Das Tal war ein Wunder der Natur, mit gewaltigen Steilwänden, es wurde von den Abflüssen des Vatnajökull



in Jahrhunderten gegraben. Und es ist ein tektonisch aktives Gebiet ..."

Es war ein Augenöffner: Uns kam die Insel wie ein großes Wildnisland vor. Aber es war ein Industrieland. Auch hier versuchten Regierungen, Investoren anzulocken, Arbeitsplätze zu schaffen. Konzerne stellten kurzfristige Profite über langfristige Schäden. Das System, dem wir für ein paar Monate entfliehen wollten, bevor wir an die Uni zurückgingen, es verfolgte uns überall hin. Ich seufzte.

„Es heißt, das verborgene Volk wurde durch das Staudammprojekt aufgestört und geht jetzt an der Oberfläche um ...“, sagte Bjarki. „Glaubt jetzt nicht, dass ich ein Spinner bin. Die meisten Isländer glauben nicht wirklich, dass die Huldufolks existieren. Wenn wir in unseren trockenen, warmen, hellen Häusern sitzen, dann können wir es als Aberglauben abtun. Aber draußen, in der Wildnis, in Sturm, Regen, Schnee, Nebel,

das seltsame Licht, die Lavafelder, die mächtigen Berge und unter unseren Füßen gewaltige Kräfte, die jederzeit ausbrechen können, wie können wir da über irgend etwas sicher sein?“

Der Bus hielt in einem kleinen Ort, Grimstunga. Nur drei Häuser und ein integriertes Tankstellen-Supermarkt-Schnellrestaurant. Wir stiegen aus, um uns die Beine zu vertreten. Die Landschaft war gespenstisch schön. Die niedrige, dunkelgraue Wolkendecke, der Regen, der in diagonalen Strahlen auf die Landschaft peitschte. Die flache Heidelandschaft in satten Braun- und Grüntönen, kleine Seen und sich wild schlängelnde Flüsse im Vordergrund. Dahinter die immer noch eiszeitliche Landschaft mit ihren glatt geschliffenen Bergrücken, hier und dort gekrönt von Schneefeldern. Am Horizont lagen die Fjorde, das Meer war nur zu erahnen.



Kartographie

SEITE 28

Stefan Heyer, München

#6 Kolumbusplatz

Das Gelborange der 80er gefiel Maria. Wenn sie hinabstieg, schien auch unten fast die Sonne. Die grün gefliesten Säulen rankten wie Bäume in den Himmel. Ein kräftiges Rosenrot setzte Akzente. Der U-Bahnhof ein Garten. Auch der Name von dem Bahnhof gefiel Maria. Erzählte von der weiten Welt. Sie war gerne unterwegs. Träumte von fremden Ländern, lernte fremde Sprachen, fuhr nach dort und da. Schön öfters war sie in New York gewesen. Aber zum Studium hatte sie sich für München entschieden. War ruhiger, aufgeräumter, sicherer. Oberirdisch war der Kolumbusplatz eher langweilig. Ein wenig liebloses Grün. Den Stadtplanern war da wohl nicht so viel eingefallen. Aber sie mochte die Gegend. War schnell an der Isar. Geschäfte um die Ecke. Von

ihrem Zimmer konnte sie ein wenig Grün sehen. Einen Balkon hatte sie nicht. Drum ging sie, wenn sie den Sternenhimmel anschauen wollte, zu den Isaraunen. Mehr brauchte sie nicht. Wenn sie große Sehnsucht nach Natur hatte, fuhr sie zu ihren Eltern, die hatten einen herrlich großen Garten. Fast ein Paradies. Maria hatte ja die Großstadt gewählt. Wollte Menschen. Abenteuer. Lärm störte sie nicht.



#5 Neuperlach

Wenn Maria Zeit hatte, studieren wollte, Anregungen brauchte, fuhr sie mit der U-Bahn einfach weiter, einfach irgendwohin. So bis zur Endstation der Linie 7 nach Neuperlach-Zentrum. Hier war die Welt anders. Keine Altbauten, keine Pracht, kein König zu sehen. Keine Geschäfte für Reiche. Hochhäuser für Menschen, einfacher Beton, bei Fön die Berge zum Greifen nah schon. Und doch weit weg. Hier fuhr keiner in die Berge. Ein Ort, der gut in andere Großstädte passte. München war oft anders. Maria mochte das Andere. Sah sich die Leute genau an. Ihr Gesicht, ihre Sorgen. Hier war die Porsche-Dichte geringer. Dafür mehr Hartz IV. Tiefergelegte, ältere BMW. Viele hatten hier Zeit und weniger Geld. Anderswo hatten die Münchner auch Zeit, aber viel Geld. Manchmal wunderte sich Maria schon, wie das die Leute machten. Stundenlang im Café sit-

zen und trotzdem reich sein. In Italien schafften das auch welche. Maria hatte dafür wohl kein Talent. Dachte sie zumindest. Gerne fuhr Maria auch wieder fort. Leben wollte sie nicht in solchen Hochhäusern. Sie konnte es auch nicht.



#4 Marienplatz

Auf der Suche nach Gesichtern stieg Maria am Marienplatz aus. Schon auf dem Weg nach oben war immer was los. Das Zwischengeschoss gut gefüllt. In der U-Bahn war es hier oft recht voll. Aber am Vormittag war es auf dem Platz noch ganz angenehm. Obwohl auch im April schon viel Touristen da waren. Maria schlenderte oft bis zum Odeonsplatz oder lief gleich bis zur Akademie. Gern schaute sie in die Geschäfte, die Schaufenster waren oft spannend dekoriert, nur die Ware schien ihr viel zu teuer. Lieber nähte sie sich Kleider selber. Sie saß gern an der Nähmaschine. Noch lieber malte sie Gesichter. Auch wenn die Gesichter oft gar nicht wie Gesichter aussahen. Franz hatte sie schon oft gemalt, er wusste manchmal nicht, ob er wirklich auf dem Bild sein sollte. Aber das fand er in Ordnung.

#3 Fraunhoferstraße

Gerne stieg Maria in der Fraunhoferstraße aus. Ihr gefiel die Gegend. Die schönen Männer. Der Gärtnerplatz. Die vielen Kneipen, Bars. Die coolen Restaurants. Mit ihren Eltern ging sie lieber nicht hierher, wenn sie zu Besuch kamen. Obwohl es hier auch gute italienische Restaurants gab. Hier traf sie oft Leute von der Akademie, Sie saß gern in einem Café, merkte sich die Gesichter, machte sich Notizen, ein paar kleine Skizzen. Hier traf sie sich gern mit Freunden am Abend, hier hatte sie auch Franz kennengelernt. Er hatte in seiner Bar gearbeitet und sie hatte mit einer Freundin den einen oder anderen Kaffee getrunken. Sie hatten ein wenig Italienisch geredet und Franz hatte das ein oder andere Wort dazu gesagt. Später war er mit zu ihr gegangen. Seitdem trafen sie sich öfter. Franz war anders als die Italiener. Das mochte sie an ihm.



#2 Sendlinger Tor

Wenn Maria nach Hause wollte, musste sie meistens am Sendlinger Tor umsteigen. Dies war ihr recht. Neue U-Bahn, neue Gesichter. Auch das Warten machte ihr Freude. Studierte die Fahrgäste. Was sie trugen. Welches Gepäck sie dabei hatten. Viele kamen hier aus der Innenstadt. Vom Einkaufen. Trugen große Papier- oder Plastiktaschen. Neue Klamotten. Für den Sommer. Für den Winter. Immer was los. Doch auch viele kamen oder gingen zur Arbeit. Oder zur Uni. Reisende kamen vom Hauptbahnhof und wollten zu ihrem Hotel. Maria hörte gerne ihre Sprachen. Im Sommer waren immer viele Touristen in München. Oft aus der ganzen Welt. Saßen in der U-Bahn, auch wenn sie gerade aus Australien kamen, oder aus Tokio. Gerne würde Maria japanisch sprechen, doch sie verstand kein einziges Wort. Immer wieder traf sie auch Landsleute aus Italien. Die liebten auch die U-Bahn. War

so schön schattig. In Italien war Maria immer viel Bus gefahren. War auch spannend. Ihre Eltern wollten nicht, dass sie Roller fuhr. In München hatte sie sich aber einen Roller gekauft. Vom Ersparten. Durften ihre Eltern aber nicht wissen. Sie war noch ein wenig ängstlich. Drum fuhr sie doch meist mit der U-Bahn. Eine alte Vespa. In Orange. Stank ziemlich. Aber ein herrliches Gefühl. Laut war sie auch. Zur Uni fuhr sie damit aber nicht. War ihr noch zu weit. Und sie brauchte die Studien. Gesichter. Immer Gesichter. Und Körper. Auf dem Roller flog alles vorbei.



#1 Universität

Sie liebte die U-Bahn. Das Dunkle. Ihren morbiden Charme. Künstlerin wollte sie werden. Arbeitete an der Akademie. Oder genauer. Studierte an der Akademie. Immer schon hatte sie gemalt, gezeichnet. Hin und wieder auch Skulpturen gemacht. Gerne war sie wild. Mochte das Chaos. Auch das Dunkle. Die U-Bahn. Liebte die Menschen des Untergrunds. Fuhr fast immer mit der U-Bahn. Von der Akademie bis zur U-Bahn war es eh nicht weit. Musste bis zum Kolombusplatz. War eh nicht weit. Einmal umsteigen. Voll war sie schon oft, die U-Bahn. Aber das störte sie nicht. Studierte die Gesichter. Wunderbares Material. Konnte dann stundenlang zeichnen. Irgendwelche Gesichter, Irgendwelche Körper. Mehr oder weniger konkret. Manchmal abstrakter. Suchte noch oft die Form. Probierte aus. Gerne war sie in der Kantine der Akademie. Nette Küche. Traf dort immer wie-

der jemanden. Sie war zufrieden. Maria mochte ihr Leben. Mochte ihre Kunst. Aus Italien war sie zum Studium gekommen. Sie redete gerne viel.



Katharina Bauer, Regensburg

„Mein Leben ist eine Symphonie des Verlassenwerdens. Jede einzelne Note dieser Komposition verweilt für einen viel zu kurzen Anschlag ...“, klagte er dem Kaktus. Der stand steif am Fensterbrett und schwieg. Über die Jahre waren sie alle verschwunden. Seine Freunde, seine Geschwister. Sie kümmerten sich um ihre Partnerschaften und Kinder und ihr eigenes Leben war so geschäftig, dass sie in ihrem Treiben seine zurückhaltende Existenz vergessen hatten. Das sei der Lauf der Dinge, hatte sein Freund Felix gesagt, den müsse man nun mal akzeptieren. Thomas schlurfte zum Briefkasten, der genauso leer sein würde wie sein E-Mailfach. Er hatte es aufgegeben, Nachrichten zu schreiben, die unbeantwortet blieben. „Zu den Wichtigkeiten des Lebens zählen definitiv andere Dinge als meine Freundschaft ...“, seufzte er in

den Briefkasten. Dann trottete er zurück in die Küche. „Sie vermissen mich ja nicht einmal“, sprach er zum Külschrank, der ihn mit stummer Leere anging. Dann begann Thomas im Zimmer auf und ab zu gehen. Felix sollte ihn heute besuchen. Er war ihm noch geblieben. Angespannt warf sich Thomas auf die Couch und starrte die Wanduhr am anderen Ende des Zimmers an. Doch er mochte nicht liegen bleiben. Ein Elefant saß auf seinem Brustkorb, er drückte ihm die Rippen ins Polster, dass es fast knackste. Ansonsten spürte Thomas nicht mehr viel. Selbst der gebrochene Zeh hatte aufgehört zu stechen. Der Schmerz war so still geworden, dass er sich manchmal fragte, ob sein Fuß überhaupt noch da war. Die Wanduhr tickte stur weiter und vergrößerte unerbittlich die Ver-



spätung, mit der Felix bei ihm ankommen würde. Thomas richtete sich wieder auf, seufzte kurz und holte zwei Whiskygläser und eine halbleere Flasche Johnnie Walker, ein Freundschaftsgeschenk von Felix, aus dem Schränkchen unter dem Fernseher. Der Stand der bräunlich-kla- ren Flüssigkeit hatte sich seit Wochen nicht verringert.

Da klingelte das Telefon. Felix melde- te sich. Es täte ihm leid, sie wären im Stress, eigentlich habe er es ihm persönlich sagen wollen, aber ... „Ich und Mareike ziehen nach Berlin“. Die Nachricht ätzte seinen Hals hinab als hätte Thomas ein Glas Salzsäure getrun- ken, füllte die linke Brust an und fraß sich über seinen Arm bis in die Fin- gerspitzen. Auf einen Schlag ging sein Atem bleiern und schwer. So oft er auch schluckte und würgte: Der Kloß, an dem er zu ersticken drohte, wollte um kei- nen Millimeter von der Stelle weichen. „Ich freue mich für dich“, sagte Thomas.

„Ich komm dich bald besuchen!“, ver- sprach Felix vor dem Auflegen. „Das ha- ben sie bis jetzt alle gesagt ...“, mur- melte Thomas in den bereits tutenden Hörer. Er fuhr sich durch die Haare. Wie so oft in den letzten Tagen hielt er danach ein kräftiges Bündel sei- nes Schopfes in der Hand, das er acht- los zu Boden fallen ließ. Er sank ins Sofa und griff nach dem Whiskyglas. Zu seiner Verwunderung stellte er fest, dass ihm ein paar Finger fehlten, ge- nauer gesagt der kleine, der Zeige- und der Ringfinger. Für einen Moment schoss ihm durch den Kopf, dass er nun wohl verrückt werde. Dann aber klemmte er das Glas zwischen Daumen und Mit- telfinger und führte es zum Mund. Be- drückt stierte er auf den Platz, auf dem jetzt Felix sitzen sollte. Aber Mareike wollte weg, zurück in ihre Heimat, Haus bauen, Kinder kriegen. Er konnte sie ja verstehen. Er dach- te an all die glückserfüllten Fotos,



.....

die seine Freunde von Reisen, Hochzeiten, Geburten und Firmenfesten irgendwo hochluden oder teilten. Das Lächeln der anderen hatte sich in seine Netzhaut eingebrannt. Mit der Hand wollte er sich übers Gesicht wischen, doch er griff ins Leere. Es überraschte ihn wenig, als er beim Blick in den Badezimmerspiegel feststellte, dass ihm Kinn und Wange der rechten Seite abhandengekommen waren und auch die Nase schon sehr durchsichtig schimmerte. Felix würde ja bestimmt bald zu Besuch kommen, wahrscheinlich ... Er könnte ihm sicher helfen. Außerdem würde er weder Nase noch Finger groß vermissen. Und so ging Thomas zu Bett.

Als unpraktisch erwies sich der Verlust des rechten Arms, den Thomas am nächsten Morgen nüchtern feststellte. Er war einfach weg. Lustlos beschloss er, die Sorgen darüber auf einen anderen Tag zu schieben. Es ließ sich ja

auch ohne den Arm leben. Thomas klemmte den Whisky zwischen die Knie und entkorkte ihn mit der anderen Hand. So trank er Tag für Tag und Schluck für Schluck, während die Wanduhr tickte und der Kaktus welkte und selbst der Nachrichtensprecher im Fernsehen sein Gesicht von Thomas abzuwenden schien. Felix' Glas blieb stets leer. Das Verschwinden seines linken Beines brachte allerdings eine Reihe Unannehmlichkeiten mit sich, denn Thomas war nun gezwungen, sich hüpfend fortzubewegen. Das strengte ihn an, aber viel bewegen wollte er sich in seiner Wohnung sowieso nicht, er musste vom Bett auf die Couch und von der Couch aufs Bett und manchmal noch ins Bad. Nur wenn die Klingel ginge, würde er eine Weile zur Tür brauchen. Hoffentlich würde Felix dann Geduld haben. Wie glühende Kohlen lag die Nahrung, die Thomas in den folgenden Tagen zu sich nahm, in seinem Magen. Sie erin-



.....

nernte ihn noch Stunden später mit einem dumpfen Brennen an ihre Existenz. Er wurde mager, aber der Hunger sprach nicht zu ihm und so ließ er das Essen einfach sein. Nachdem auch das zweite Bein nach einer unbehaglichen Sonntagnacht nicht mehr auffindbar war, war es Thomas leid, zwischen Bett und Couch zu pendeln. Er zerrte sich einarmig durch die Wohnung, schaffte es irgendwie, sich aufs Sofa zu wuchten, und glotzte mit starrem Blick vor sich hin. So füllte nur der Gong der Wanduhr stündlich einmal die Leere seiner Gedanken. Er würde den Lauf der Dinge einfach hinnehmen. -

Als Felix unter Begleitung von Polizei und Feuerwehr einige Monate später die Wohnung gewaltsam öffnen ließ, fanden er und die Beamten lediglich ein benutztes Shirt, Shorts und einige Haare auf dem Sofa vor. Während die Beamten rasch eine Vermisstenanzeige aufgaben und erörterten, was denn mit dem Betroffenen

Thomas G. geschehen sein könnte, sah Felix nur das verstaubte Whiskyglas, das vorwurfsvoll an dem Platz stand, den Thomas stets mit huldvoller Treue für ihn freigehalten hatte, und das ihm jetzt in stummer Eindringlichkeit entgegenbrüllte.



Die Tagebücher des Oscar A. H. Schmitz

SEITE 37

Martin Alexander Sieber, München

(in nuce)

Im Vorwort der *Fiktionen* schreibt Borges „Ein mühseliger und strapazierender Unsinn ist es, dicke Bücher zu verfassen; auf fünfhundert Seiten einen Gedanken auszuwalzen, dessen vollkommen ausreichende mündliche Darlegung wenige Minuten beansprucht. Ein besseres Verfahren ist es, so zu tun, als gäbe es diese Bücher bereits, und ein Résumé, einen Kommentar vorzulegen.“ Genau dies ist oder war (denn der *Bärendienst Buchversand* hat seinen Geschäftsbetrieb zum 31. Januar 2015 eingestellt) die Aufgabe von Siegfried Loges und Eva Pöschel – mit dem einzigen Unterschied, dass sie damit Bücher an den Mann/die Frau bringen wollten, die wirklich existierten. Müssten sie aber nicht. Das beste Beispiel ist die Zusammenfassung, die sie von den Tagebüchern von Oscar A. H. Schmitz liefern, ein meisterhafter

Trailer oder Abspann (wie man will), der sich vollkommen selbst genügt, ich zitiere:

„Schmitz, Oscar A. H.:
Tagebücher.

Hg.: W. Martynkewicz

Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß. Diese Tagebücher zeigen die Passionen eines Dandys, der die geistigen Strömungen seiner Zeit begierig aufzog. In ihrer Unmittelbarkeit sind diese Aufzeichnungen eine wahre Fundgrube, ein bedeutendes Zeitzeugnis und große Literatur zugleich.

Band 1 (1896 – 1906):

Das wilde Leben der Boheme



Schmitz, 22 Jahre alt, hat alle Hoffnungen auf eine bürgerliche Laufbahn aufgegeben. In der Münchner Boheme gehört er bald zu den Einzelgängern und Außenseitern der literarischen Szene. Von großer innerer Unruhe getrieben flieht er nach Paris.

Band 2 (1907 - 1912):

Ein Dandy auf Reisen

Nach zwei gescheiterten Ehen begegnet Schmitz in Wien Peter Altenberg, Alfred Polgar, Hugo von Hofmannsthal, er verbringt die Abende bei Stefan Zweig und hat einen Termin bei Sigmund Freud. Die Sucht nach einem rauschhaften Leben läßt seine Reiseziele immer exotischer werden: Spanien, Algerien, Marokko, die Kanarischen Inseln, eine Fahrt auf dem Nil, Jerusalem und Damaskus.

Die Impressionen sind durchsetzt von sexuellen Obsessionen und einer immer mächtiger werdenden Dämonenangst.

Band 3 (1912 - 1918):

Durch das Land der Dämonen

Dokument einer radikalen Selbstergründung.

Schmitz sucht Zuflucht in einer psychoanalytischen Kur bei dem Freud-Schüler Karl Abraham. Vor den unbequemen Wahrheiten flüchtete er schon bald in Mystik und Astrologie.“.

(Siegfried Loges & Eva Pöschel: Bären-
dienst Buchversand, Katalog 96 (Win-
ter 2013/2014), S. 8f..)



Der dumme Hund

SEITE 39

Michael Lager, Lingen

„Ähhh ... hallo ... entschuldigen Sie ... ich ... ähh ... mir ist da letztens ein Malheur passiert.“

„HÄÄÄÄ? WAAAS? ... ein Malheur ist Ihnen passiert?“

„Öhh ... ja ... äh ... und zwar ist mir bei der Ausübung meiner Tätigkeit ... bedauerlicherweise ... ein Katalog auf den Kopf Ihres Hundes ... ähnm ... gefallen.“

„Ein Katalog also? ... gefallen?“

„Ähnm ... ja ... öh ... das tut mir auch sehr leid, das ganze ... er liegt da aber auch immer sehr unvorteilhaft unter dem Briefschlitz ihres Hauses herum, der Hund ... muss ich dazusagen.“

„Der Hund also ... jaha, der Hund ... andauernd fallen dem Sachen auf dem Kopf ... liegt da unter dem Briefschlitz ... der Hund.“

Das war schon ein wenig dumm von mir gewesen, so wie ich den Katalog, tags zuvor, in den Briefschlitz hineingeschoben hatte. Ich habe in diesem Moment gedacht, er würde wohl in dem Schlitz hängen bleiben ... doch da irrte ich. Zuerst wirkte es so, als würde es sich der Katalog noch überlegen, ob er die Balance finden sollte oder nicht, doch dann glitt er ab und fiel direkt mit einem dumpfen Plumps auf den Kopf des Hundes nieder. Der liegt da aber auch immer selten dämlich unter dem Briefschlitz herum. Ein wirklich verwirrter Hund. Schon oft sind mir Briefe auf seinen Kopf gefallen, ohne dass ihn das auch nur im Geringsten gestört hätte, aber so ein Katalog ... das war schon eine andere Hausnummer. Das tat mir auch wirklich leid, so wie er daraufhin aufgeschreckt ist und mich



angeguckt hat. So voller Vorwürfe. Mit diesem unglaublich traurigen Blick. Er ist schon ein sehr verpeiltes Exemplar. Ein verlumpfter Hund. Aber das tat mir in der Seele weh.

Nach diesem Vorfall, da ist er dann, was er sonst nie getan hat, komischerweise öfters draußen herumgestreut, während ich an dem Haus auf meiner Tour vorbeikam. Vielleicht hatte er einfach genug gehabt, von seinem dämlichen Liegeplatz auf der Decke unter dem Briefschlitz. Vielleicht wollte er so etwas auch einfach nicht wieder erleben, dass ihm ein Katalog auf den Kopf fällt. Er ist dann immer so auf mich zugerannt, was mich doch schon gewundert hat. Mit wedelndem Schwanz ist er von da an, immer wenn er draußen war, auf mich zugestürzt. Und das nach dieser Geschichte mit dem Katalog. „Was für ein dummer Hund“, so schoss es mir dann immer durch den Kopf, wenn er dann auf mich zuraste.

Er tat mir eigentlich leid. Wegen seiner Dummheit. Oder vielleicht auch seiner totalen Verpeiltheit. Warum auch immer. Ich hab ihm dann immer den Kopf gewuschelt, wenn er ankam, ihm ein paar Tipps und aufmunternde Worte mit auf den Weg gegeben. Ich bin auch immer dankbar, für ein wenig Ablenkung von meiner Tour, welche auf Dauer doch schon sehr monoton geworden ist. Halt jeden Tag die selben Häuser ... die selben Hausnummern ... die selben Namen ...

Einmal, da brachte ich ihm sogar Hundefutter mit. Und jetzt ganz im Ernst: Ich hab ihm das so vor ihm auf den Boden ausgestreut ... und er hat es nicht gefunden. Trotz unzähliger Hinweise von mir. Er hat da nur auf dem Boden herum geschnuppert und ... einfach nichts gefunden. Und mich dann wieder so angeguckt. So voller Vorwürfe. Und mit diesem Schmerz im Blick. Was für ein dämlicher Hund.



Ich mag ihn eigentlich sehr. Ich glaube sogar, wenn er nicht so dumm wär' und kein Hund, dann wäre er fast so wie ich. Er hat es auch nicht gerade weit gebracht. Doch er wirkt immer sehr glücklich. Was ich von mir nicht gerade behaupten könnte. Ich mein' ... ist schon klar ... da mache ich diesen komischen Job als Briefzusteller und muss ganz schön in die Pedale meiner alten Rostfietse treten, um überhaupt den Mindestlohn sehen zu können, weil ich ansonsten überall binnen Monaten herausgeflogen bin. Aus so unzählig vielen Jobs. Während selbst die größten Deppen, die mir jemals begegnet sind, mittlerweile dicke Autos fahren, Häuser bauen und Familien gründen. Ihre dicken, glänzenden Autos, die mich überholen. Das ist ohnehin das Mieseste an dem Job. Immer überholt zu werden. Das Leben eines Versagers halt. So wie ich einer bin. Und so wie eben auch der Hund einer ist. Doch der ist wenigstens glücklich. Das merkt man ihm

an. Wenn er nicht gerade so guckt, als wär ihm ein Katalog auf den Kopf geplumpst. Ein sehr glücklicher Hund.

Das ließ mich nicht los. Warum er so glücklich war und ich so ... voller Zweifel ... oder sogar Verzweiflung ... auf jeden Fall gar nicht glücklich. Und ich fuhr meine Tour und das Wetter war sogar gut, wodurch die Tour sogar ganz angenehm zu fahren war, aber diese Frage, die ließ mich nicht los. Warum nur? Das war für mich einfach nicht verständlich. Weil er ein Hund ist? Oder weil er so dumm ist? Und ich beides wohl nicht?

So fuhr ich die Tour durch den strahlenden Sonnenschein und stellte mir diese Fragen. Und ich fuhr und fuhr ... und auf einmal, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. *Dieses verfluchte Genie*. Ich verteilte meine Tour nicht mal mehr zu Ende. Ich brach sie direkt ab und fuhr nach Hause. Dort machte ich den Rechner an, ich machte



die richtigen Häkchen an die richtigen Stellen, ging in den Keller herunter, zog eine alte Decke aus dem ganzen Krepel, der da unten lagert, nahm diese mit nach oben, breitete sie auf dem Boden aus und legte mich drauf - mit dem Kopf direkt unter dem Briefschlitz. *Dieses verflixte Genie.*



Andreas Reichelsdorfer, Wien

EINE AMERIKANISCHE RAKETE

Meine Frau und ich finden uns in der Nähe meines Elternhauses wieder, in einem Garten oder Hof. Plötzlich werden wir auf einen schrillen Pfeifton aufmerksam. Wir blicken hinauf in den klaren Sommerhimmel und erkennen, dass aus südlicher Richtung ein nicht näher definierbarer Flugkörper angerauscht kommt. Ich verspüre schlagartig Todesangst, aber das Objekt behält seine Route (noch) bei und fliegt über uns hinweg durch den blauen Himmel gen Norden. Gerade, als wir annehmen, es befände sich auf dem Weg an einen wahrscheinlich ganz anderen Ort, macht es plötzlich kehrt und steuert auf uns zu. Es geht in den Sinkflug, verliert schnell an Höhe und zielt genau auf uns. Ich weiß, dass das das Ende sein muss und taste nach der Hand

meiner Frau. Weil sie viel stärker ist als ich, findet sie meine zuerst. Wir liegen in unseren Armen, als die Rakete einschlägt.

Als wir zu uns kommen, wird mir klar, dass die Rakete uns verfehlt hat. Der Garten (oder Hof) und die umliegenden Gebäude sind zwar beschädigt (vermutlich aufgrund der Druckwelle?), wir aber sind unversehrt geblieben. Der Einschlag hat wahrscheinlich mehrere Kilometer südlich von uns stattgefunden.

Wenig später befinde ich mich (allein) in der ersten Etage meines Elternhauses (meine Frau ist wahrscheinlich im Erdgeschoss) und ich bemerke, dass sowohl dessen oberste (zweite) Etage, als auch das Dach abgetragen worden sind (vermutlich aufgrund der Druckwelle?). Allerdings wachsen auf dem



Boden bereits wieder Gräser, weshalb seither wenigstens etwas Zeit vergangen sein muss. Die Wände sind alle verschwunden, Einrichtungs-/Gebrauchsgegenstände etc. aber noch vorhanden. Ich kann das ganze Stockwerk überblicken und auch die Straße, die Wiese und den Himmel darüber sehen.

Ich sitze im Badezimmer meiner Eltern auf der Kloschüssel und erinnere mich auf einmal wieder daran, dass mein Vater, weil er lange beim Militär war, die Überzeugung geäußert hat, es handle sich bei dem gestürzten Flugkörper höchstwahrscheinlich um eine relativ neue, amerikanische Langstreckenrakete. Warum sie gerade hier in dieser Gegend unterwegs war, ob sie überhaupt am richtigen Ort detonierte und welche Folgen das alles haben würde, wusste er aber nicht zu sagen.

Während ich mir im Badezimmer den Kopf darüber zerbreche, fahren auf einmal

Fahrzeuge vor dem Haus vor, aus denen Männer aussteigen, die blaue Arbeitsanzüge tragen. Sie fangen an, Leitern aus bestimmten Vorrichtungen zu ziehen und diese rasch und mit wenigen Handgriffen an verschiedenen Stellen rund um das Haus zu befestigen. Dann klettern sie zu mir in die erste Etage.

Sie sind Handwerker, die schon vor sehr, sehr langer Zeit für die erforderlichen Arbeiten hier angefordert worden sind.

Sie erzählen mir, dass vermutlich die gesamte obere (zweite) Etage und auch das Dach abgetragen werden sollen.

Ich weiß nicht, ob das auch von meinen Eltern so gewollt ist, lasse sie aber mit ihren Arbeiten alleine und gehe zurück ins Erdgeschoss, um meine Frau zu suchen.



DER EWIGE POOL

Alles ist wirr und passiert größtenteils gleichzeitig und ich kann mich auch nicht mehr vollständig erinnern, aber ich glaube, es beginnt damit, dass wir (also meine Frau, ich, und wahrscheinlich eine gemeinsame Freundin) in den Bergen umhergehen. Also - wir wandern. (Wir sind wahrscheinlich in Kärnten.) Urplötzlich erkenne ich, dass aus bestimmten Blickwinkeln heraus betrachtet die ganze Landschaft aussieht wie ein einziger, großer und dunkler See. Ändert man seine Position, so verschiebt sich alles wieder und man erkennt möglicherweise einzelne Teiche oder vereinzelt Seen zwischen den Hügeln (mitunter auch Flüsse). Aber aus einer bestimmten Perspektive wirkt alles, was wir sehen (also die gesamte Landschaft), wie ein einziger, großer und dunkler See. Und gelangt man an eine solche Stelle (von der aus betrachtet alles aussieht wie

eine riesige Fläche aus Wasser), dann wird man manchmal von Sonnenstrahlen geblendet, die sich darin spiegeln, und verliert die Orientierung, sodass man sich nicht mehr sicher sein kann, ob das jetzt alles wirklich ein großer, dunkler und reflektierender Bergsee ist, oder doch nur eine Landschaft aus zahllosen Bächen, Hügeln und Seen. Diese ganzen Eindrücke dauern aber nur weniger als eine Sekunde an (oder nur einen Bruchteil dessen).

Außerhalb dieser Zeit, aber immer noch umgeben von den Berge- und Seenlandschaften (vermutlich Südkärntens), wobei die Berge, Hügel und Seen jetzt in die Ferne gerückt sind, schwimme ich in einem Pool, obwohl ich eigentlich darin stehen könnte. Es ist einer von vielen gleich großen Becken, die auf einer weiten Ebene scheinbar willkürlich zueinander angeordnet worden sind. Außer mir befindet sich auch C. in dem Pool (die, wie mir jetzt auf-



fällt, die gemeinsame Freundin ist, die mit uns die Wanderung durch die Berge- und Seenlandschaften unternommen hat). Während ich sie still und aus einiger Entfernung beobachte und auf den Beckenrand zugehen sehe, fällt mir plötzlich auf, dass ihr rechter Fuß fehlt (etwa ab Höhe des Knöchels) und dass sie stattdessen eine (weiße) Prothese trägt. Ich kann mir nicht erklären, wobei C. ihren rechten Fuß verloren haben soll und ich werde auf einmal unendlich traurig und einsam. C. aber wirkt bei alledem sorglos und steuert problemlos den Beckenrand an. Als sie dort ankommt, lässt sie mich allein in dem Becken zurück und ich blicke ein letztes Mal zu den entfernten Bergen hinüber.

+++

Einige Krankenwagen stehen an einem nicht vorhandenen Ort (es existiert nur deren Inneres) und ich bin C., und C.

ist ich, und ein schrecklicher Unfall ist passiert. Ich kann mich nicht bewegen und ich finde auch mit den Augen meine Frau nicht, und ich vermisse sie unendlich schrecklich. Ich spüre keine Schmerzen, aber ich sehe mit unendlicher Klarheit, dass etwas mit mir nicht stimmt. Ich liege im Inneren einer der Krankenwagen, und die Ärzte versorgen die anderen Verletzten, von denen niemand mir bekannt vorkommt, weil ihre Gesichter alle unkenntlich gemacht worden sind. Alles verschwimmt und ich tauche ein in einen See aus endlosem Weiß und voller Spiegelungen. Als ich aufwache, steht meine Frau neben mir - und sie hält meine Hand, und sie küsst meine Stirn. Der Krankenwagen fährt dann lautlos davon (es existiert nur dessen Inneres), aber ich weiß, dass wir alle in ihm sein müssen, obwohl er (von oben betrachtet) vielleicht schon wieder mit einem anderen vertauscht worden



ist. Wir sind jetzt auf dem Weg an einen nicht vorhandenen Ort.

EINE EXTREM ZERRISSENE PERSÖNLICHKEIT

Ich bin in der Stadt, in der ich ab dem Alter von circa zehn Jahren aufgewachsen bin. Neben mir taucht W. auf, ein ehemaliger Schulfreund. Zusammen spazieren wir in Richtung eines Areals, das mehrere Bierkeller beherbergt. Wir haben vor, einen Bus zu nehmen, der eigentlich nicht von hier abfährt, und wir peilen eine Bushaltestelle an, wobei wir nicht genau wissen, wo diese sich eigentlich befindet. Dann aber ist W. plötzlich verschwunden und an seine Stelle J. getreten, ein ehemaliger Schulfreund. Ich taste an meiner Hose nach meinem Handy, finde es aber nicht, während ich mit J. in Richtung des Areals spaziere, das die Bierkeller beherbergt. Ich werde nach und nach von

dem rastlosen Gefühl ergriffen und der Gewissheit, dass mein Handy verschwunden ist. Es stellt sich mir die Frage, weshalb ich überhaupt hier so sorglos gehe mit J., wo doch mein Handy verschwunden ist und im Besitz eines anderen. Wir gelangen an dem Areal an, das die Bierkeller beherbergt und auf dem offensichtlich ein Blasmusikkonzert stattfindet. Wir machen wieder kehrt und überqueren eine Straße in Richtung der Bushaltestelle, und mir kommt der Gedanke, J. zu fragen, ob ich sein Handy benutzen kann, damit ich versuchen kann, mein eigenes damit anzurufen. J. gibt es mir, aber ich schaffe es nicht, meine Nummer zu wählen, woraufhin ich es ihm wieder zurückgebe und er für mich wählt. Dann gibt er es mir wieder zurück und ich halte es an mein Ohr. Ich höre ein Freizeichen, aber es meldet sich niemand. Nach einiger Zeit hebt dann doch jemand ab, sagt aber nichts. Alles,



was da ist, ist ein Rauschen, und mir wird mit einem Mal klar, dass die Person auf der anderen Seite eine extrem zerrissene Persönlichkeit sein muss, die die Tatsache bereut, mein Handy gestohlen zu haben, jetzt aber nicht weiß, wie sie damit umgeben soll. Sie traut sich einfach nicht, etwas zu sagen, weil sie Teil eines Systems ist, das permanent Druck auf sie ausübt. Wir schweigen eine Zeitlang, dann lege ich auf. Ich versuche noch, mein Handy sperren zu lassen, aber auch das will mir nicht recht gelingen.

DIE FLÄCHEN DES MEERES

Ich war gerade aus einem Traum erwacht, als ich am Rande einer Lichtung das Rauschen des Meeres erkannte. Der Wald hinter mir verschwand und die Felsen türmten sich vor mir auf, sie verdeckten das Meer. Bewegungslos glitt ich weiter in Richtung des Rauschens des Meeres, das

immer mehr anschwell. Über die Felsen gelangte ich zu einer Klippe, und von der Klippe sah ich nach unten, und dort unten war kein Abgrund, sondern die zerklüftete Brandung des Meeres. Und ich durchquerte den Wind, doch der Wind erfasste mich nicht, und ich erreichte den Strand, an dem die Wellen lautlos verliefen im Sand, ohne ihn aber zu verformen. Das Meer berührte meine Füße noch nicht, und als ich weiter auf es zuing, ging ich in es hinein. Ich schwebte über die Flächen des Meeres, ohne jedoch der Brandung zu entrücken, und die Flächen glichen der Brandung und glänzten, und während sich das Meer kaum merklich weiter und weiter entfernte, war die Zeit längst vergangen und der Traum zu einem Traum geworden, der niemals mehr endete.



VOR DEN MAUERN DES ÖSTERREICHISCHEN PARLAMENTS

Ich saß vor den Mauern des österreichischen Parlaments, das seine Pforten für immer geschlossen halten wird. Vor mir passierten die Touristen aus aller Welt und hielten, um das Gebäude zu betrachten, oder ein Foto zu machen. Ich saß auf den Stufen vor den Mauern des österreichischen Parlaments, dessen Pforten für immer geschlossen worden sind. Mich passierten die Touristen aus aller Welt und hielten, um das Gebäude zu betrachten, oder zu fotografieren. Dann gingen sie weiter. Ich beobachtete die Touristen vor den Stufen des österreichischen Parlaments, in dem niemand mehr ist.



Impressum

SEITE 50

Herausgeber:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

ISSN: 2194-1505

Redaktion:

Ingeborg Brachman, Fabian Bross, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Fabian Bross
Linprunstr. 4
80335 München

Hinweise zu Texteingendungen findet ihr auf: www.parsimonie.de, [info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **www.parsimonie.de**

